

Wissenschaftlicher Bibliothekar – Berufsstand in der Legitimationskrise?

Ein Rückblick auf die Debatte von 1998¹

Björn Bosserhoff

„Der Bibliothekar ist Verwaltungsbeamter, ohne auf gelehrte Haltung und Betätigung verzichten zu dürfen. Ein Spannungsverhältnis zwischen Verwaltungsaufgaben und wissenschaftlicher Arbeit ist von vornherein gegeben. Das eigentliche bibliothekarische Problem besteht darin, die beiden Accente richtig zu verteilen und harmonisch auszugleichen.“²

Das zu Beginn der 1950er Jahre von Georg Leyh beschriebene „Spannungsverhältnis“ bestimmt spätestens seit der Professionalisierung des Berufsstands in Folge der Althoff'schen Reformen die bibliothekarische Berufsbilddebatte: Die Frage, ob es sich bei „dem Bibliothekar“ (des höheren Dienstes an wissenschaftlichen Bibliotheken) um einen reinen „Verwaltungsbeamten“ handelt, der sich ausschließlich um organisatorische und Leitungsaufgaben zu kümmern hat, oder ob ihm – die andere Extremposition – auch eine ausgeprägte wissenschaftliche Betätigung, etwa in Form von Publikationen im Studienfach und eines Lehrdeputats, zusteht, lässt sich mit Wilhelm Totok als Kern einer „überzeitliche[n] immanente[n] Problematik“³ identifizieren, die in Beiträgen zum bibliothekarischen Berufsbild entsprechend regelmäßig thematisiert wurde.

Vor dem Hintergrund der zunehmenden Implementierung betriebswirtschaftlicher Methoden seit den 1970er Jahren und unmittelbar ausgelöst durch erste Pläne zu einer Neustrukturierung der Ausbildung für den höheren Dienst in Nordrhein-Westfalen kam es in der Fachöffentlichkeit zuletzt im Jahre 1998 zu einer intensiven Diskussion über das bibliothekarische Selbstverständnis. Der Meinungsstreit, der vornehmlich im *Bibliotheksdienst* sehr engagiert (teils auch mit polemischen Untertönen) ausgetragen wurde, soll im Folgenden anlässlich seines

1 Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um die gekürzte und überarbeitete Fassung eines Kapitels aus der im August 2008 fertig gestellten Master's Thesis des Verfassers: „Fachreferent – quo vadis? Standortbestimmung eines Berufsbilds: Wissenschaftler oder Verwaltungsbeamter? Ein historischer Streifzug durch die bibliothekarische Berufsbilddebatte“ (Fachhochschule Köln, Studiengang MALIS).

2 Leyh, Georg: *Die Bildung des Bibliothekars*. Kopenhagen: Munksgaard, 1952, S. 11.

3 Totok, Wilhelm: Der Bibliothekar zwischen Praxis und Wissenschaft. In: *Bibliothek und Wissenschaft* 21 (1987), S. 189–206, hier S. 200.

10-jährigen „Jubiläums“ noch einmal (durchaus aus parteiischem Blickwinkel) in Erinnerung gerufen werden.⁴

„Die Situation des höheren Dienstes“

Mit Uwe Jochum wurde die Debatte von einem Autoren eröffnet, der sich zuvor bereits durch mehrere Publikationen als dezidierter Befürworter einer Position profiliert hatte, die man nonchalant mit „Zurück zur Wissenschaft“ umschreiben könnte.⁵ Jochums Einlassungen zur „Situation des höheren Dienstes“ im Februarheft des *Bibliotheksdienst* von 1998 sollten nun vor allem als eine Art theoretisch-historische Untermauerung von Helmut Oehlings unmittelbar darauf folgenden „12 Thesen zur Zukunft des Fachreferenten“ fungieren und diesen helfen, „ihr volles Gewicht [zu] entfalten“ (Jochum, 242).

In seiner knappen Darstellung der „Problemgeschichte des höheren Dienstes“ (ebd.) benennt Jochum zunächst einige Aspekte, die ihm als „Preis“ gelten (ebd.), welcher für die erfolgreiche Institutionalisierung des bibliothekarischen Berufs gezahlt worden sei:

Die wissenschaftlich geprägten bibliothekarischen Tätigkeitsbereiche seien seit der Jahrhundertwende immer stärker vernachlässigt worden und inzwischen zu einem „lästige[n] Appendix der ‚eigentlichen‘ organisatorischen Arbeit“ verkommen (243), welche freilich „billiger vom gehobenen Dienst oder professioneller von gelernten Managern“ verrichtet werden könne (ebd.).

Die „bis heute nicht überwundene Zweischichtigkeit an vielen deutschen Bibliotheken“ (ebd.) symbolisiere die komplizierte Beziehung zur Wissenschaft und nicht zuletzt (so die Implikation) die Geringschätzung bibliothekarischer Arbeit durch die Hochschuldozenten.

Die vom Laufbahnrecht diktierte Bibliotheksorganisation habe sich in einer den höheren Dienst begünstigenden, im Kern aber „verquere[n] Form der Arbeitsteilung“ manifestiert (244), die nun allerdings durch die „Ambitionen des gehobenen Dienstes“ und die „drohende Abschaffung des Referendariats“ (ebd.) sukzessive ins Wanken gebracht werde.

- 4 Eine vollständige Bibliografie der besprochenen Aufsätze findet sich am Ende des Beitrags. Zitate werden im „amerikanischen Stil“ im Text nachgewiesen, wobei sich die Seitenangaben, wenn nicht anders vermerkt, immer auf den aktuell besprochenen Aufsatz beziehen. Alle Hervorhebungen innerhalb von Zitaten entstammen dem jeweiligen Original.
- 5 Vgl. insbes. Jochum, Uwe: Das Berufsbild des höheren Dienstes. In: *Bibliotheksdienst* 27 (1993) 3, S. 328–334 sowie ders.: Die Aufgabe des höheren Dienstes. In: *Der Ort der Bücher. Festschrift für Joachim Stoltzenburg*. Hrsg. v. Uwe Jochum. Konstanz: UVK, 1996, S. 69–79.

All dies indiziert für Jochum eine handfeste Legitimationskrise des höheren Dienstes, der man nur mittels einer grundlegenden Umorientierung begegnen könne. Die Möglichkeit einer totalen Trennung der Aufgabenbereiche von Bibliothek und Wissenschaft stelle eine „Illusion“ dar (245), die in den Frühzeiten des Berufsbibliothekartums zum Zwecke der Abgrenzung von den ungeliebten Professorenbibliothekaren ins Leben gerufen worden sei. Man müsse endlich anerkennen, dass der Bibliothekar „eine aus der Wissenschaft kommende und auf sie bezogene Tätigkeit“ ausübe (241–242), und demnach eine „Erneuerung der Verbindung von bibliothekarischer und wissenschaftlicher Arbeit“ anstreben (245). Statt weiterhin dem Irrglauben anzuhängen, dass Bibliothekare „von Datentechnik über Buchrestauration bis hin zum Haushaltsrecht alles beherrschen“ müssen (246), gelte es in den Bibliotheken eine „sachgemäße Spezialisierung“ zu etablieren (ebd.) – was für den *wissenschaftlichen* Bibliothekar in der Jochum’schen Lesart nur bedeuten kann, sich seiner Wurzeln und seiner eigentlichen Berufung zu besinnen, sprich: „das Adjektiv ‚wissenschaftlich‘“ (245) endlich wieder ernst zu nehmen.

„Wissenschaftlicher Bibliothekar 2000 – quo vadis?“

Auch Helmut Oehling, langjähriger Fachreferent für Chemie an der UB Stuttgart und ebenso langjähriges Mitglied der VDB-Kommission für Fachreferatsarbeit, sieht den Beruf gegen Ende der 1990er Jahre „an einem Scheideweg“ (Oehling, 247) und spricht in seinem Beitrag von „kritische[n] Anfragen an die weitere Legitimation unseres Berufsstandes, denen wir uns stellen müssen“ (ebd.). Das alte bibliothekarische Berufsbild-Dilemma wird durch ihn aufgegriffen und terminologisch in die Jetztzeit verlegt: Für den „Wissenschaftlichen Bibliothekar 2000“ gehe es um die Entscheidung, ob er sich „in erster Linie als *Bibliotheksverwalter* oder als *Fachreferent und Informationsspezialist* legitimiert“ (248).

Oehling lässt von Beginn an keinen Zweifel daran aufkommen, dass er die zweite Option bevorzugt. Neben der Erfüllung „seine[r] weiter bestehenden klassischen Aufgaben“ – gemeint sind hier traditionelle Fachreferatsfunktionen wie Bestandsaufbau und inhaltliche Erschließung – müsse der Bibliothekar des höheren Dienstes künftig „verstärkt zum Informationsspezialisten in den von ihm vertretenen Fächern werden“ (ebd.); der „Schwerpunkt seiner Präsenz“ habe sich „weg von der Bibliothek“ und „in Richtung der Klientel (Fakultäten, Institute)“ zu bewegen (ebd.). Begründet wird diese Notwendigkeit in den ersten beiden von Oehlings „12 Thesen zur Zukunft des Fachreferenten“ mit dem Verweis auf die wissenschaftliche Arbeit als Kernkompetenz des höheren Dienstes:

1. Die *primäre* Legitimation des Berufs des wissenschaftlichen Bibliothekars liegt in dessen Aufgaben als *Fachreferent* und *nicht* in der Wahrnehmung von Verwaltungsfunktionen (Spannungsfeld).

[...] Das akademische Studium darf nicht länger als *bloß formale* Qualifikation für den Einstieg in die Laufbahn dienen [...] Die [...] *fachlichen* Qualifikationen müssen wesentlich stärker, als dies bisher der Fall war, in der Berufspraxis zum Tragen kommen. [...]

2. In seinen *laufenden Routine-Verwaltungsfunktionen* ist der wissenschaftliche Bibliothekar *weitgehend substituierbar* durch befähigte Diplombibliothekare, in seinen *Fachreferatsaufgaben* ist er es nicht. (249)

Der Trumpf, der dem wissenschaftlichen Bibliothekar laut Oehling also bleibt, sozusagen sein Alleinstellungsmerkmal innerhalb der Bibliothekswelt, ist seine akademische Ausbildung, das Fachstudium. Um als Legitimationsargument dienen zu können, müsse dieser Trumpf jedoch im Berufsalltag auch tatsächlich ausgespielt werden. Dies wiederum erfordere zum einen von den Bibliothekaren des höheren Dienstes selbst eine „pro-aktiv[e]“ Haltung (248), zum anderen aber auch entsprechende Bedingungen im Arbeitsgefüge der Bibliothek. Voraussetzung für den „Umstieg“ auf den „Fachreferenten 2000“ (251, 254) sei die Schaffung von „freie[n] Kapazitäten“ – und „[w]oanders, als bei den Routine-Verwaltungsaufgaben könnten diese liegen?“ (250).⁶

Was zeichnet nun aber den „Fachreferenten 2000“ überhaupt aus, wie unterscheidet er sich beispielsweise vom „Fachreferenten 1900“? Aufschluss gibt Oehlings fünfte These – das inhaltliche Herzstück seines Beitrags:

5. Der *klassische Fachreferent*, der „nur“ erwirbt und erschließt, *hat keine Zukunft*. Der *neue Fachreferent* tut dies auch, er *vermittelt* aber auch *aktiv* das, was er erwirbt, im Sinne einer *aktiven Fachinformation*.

Fachreferent 2000 = Fachreferent 1900 + aktive Fachinformation (251)

Das Zauberwort lautet also „aktive Fachinformation“ – Oehling denkt hier an Tätigkeiten wie Benutzerschulungen, Beratungsdienstleistungen, die Organisation von Ausstellungen etc. (vgl. 251–252). Kurzum: „Der künftige Fachreferent muss lernen, die ‚Ware‘ Information [...] besser ‚zu verkaufen‘ als bisher. Er muss verstärkt um seine Klientel werben, die oft nur einen Bruchteil der Ressourcen der Bibliothek kennt und nutzt. Dabei geht er offensiv vor und sucht von sich aus den Kontakt.“ (252).

Es wird deutlich, dass sich Oehlings „Fachreferent 2000“ vor durchaus anspruchsvollen und aufwändigen Aufgaben gestellt sieht. Er soll nicht weniger als der „Informationsspezialist der Universität“ werden (ebd.); schließlich sei er „der einzige Mitarbeiter der Universität, der das gesamte Spektrum der Fachinformation kennt

6 Jedoch möchte Oehling keineswegs Arbeiten auf bedauernswerte Diplom-Bibliothekare abladen, sondern er sieht die Bedingungen für eine Entlastung der Fachreferenten durch kooperative Arbeitsformen, etwa durch die Übernahme von Erschließungsfremdleistungen innerhalb der Bibliotheksverbände, bereits als gegeben an (vgl. Oehling, 251).

und als Ressource zur Verfügung hat“ (ebd.). Dass seitens der Angehörigen der universitären Institute und der Studierendenschaft ein starkes Interesse an den Fachinformationsdienstleistungen der Bibliothek herrscht, steht für Oehling außer Frage. Für den wissenschaftlichen Bibliothekar biete sich auf diesem Wege eine große Chance zur eigenen Legitimation. Die Devise müsse lauten, „Akzeptanz durch Kompetenz“ zu erreichen (254).

„Hic Rhodus, hic salta!“

Als wenig überzeugt von Oehlings Ausführungen erwiesen sich in der Folge drei seiner Berufskollegen: Mittels des obigen Idioms forderten ihn namentlich Peter te Boekhorst, Harald Buch und Klaus Ceynowa zum Beweis der in den „12 Thesen“ postulierten Fähigkeiten auf. Das Münsteraner Autorentrio setzt im Titel seines Beitrags, der im Aprilheft des *Bibliotheksdienst* erschien, das „wissenschaftlich“ (in „wissenschaftlicher Bibliothekar“) skeptisch in Anführungszeichen und betont generell sehr stark den Verwaltungs- und Managementaspekt des bibliothekarischen Berufsbildes. Te Boekhorst und seine Mitautoren können in der Debatte des Jahres 1998 somit als „ideologischer Counterpart“ zum Gespann Jochum/Oehling gelten, welchem aufgrund seiner Priorisierung der Wissenschaftlichkeit auch prompt eine „bedrückende Praxisferne“ attestiert wird (te Boekhorst et al., 688):

Die Verfasser sind der Überzeugung, dass die publizierten Thesen kaum etwas mit den *tatsächlichen* Leistungsanforderungen universitärer Entscheidungsträger an den höheren Bibliotheksdienst zu tun haben. Indem die Thesen die Arbeit des Fachreferenten als irgendwie „wissenschaftliche“ Tätigkeit beschreiben, unterstellen sie ein Aufgabenspektrum, für das der Bibliothekar weder Auftrag noch Legitimation besitzt. [...] Sie fordern ein Fachspezialistentum, das zur Bewältigung der informationstechnischen wie betriebswirtschaftlichen Anforderungen, denen sich die Hochschulbibliothek der Zukunft zu stellen hat, eher hinderlich sind. [sic] (ebd.)

Tatsächlich scheint sich, wenn man dem Bericht der Autoren Glauben schenken kann, die berufsalltägliche Realität des höheren Bibliotheksdienstes im Münster des Jahres 1998 nicht nur im engeren Sinne wenig wissenschaftlich, sondern überhaupt *wenig bibliothekarisch* darzustellen: Die Erwerbungscompetenz liege komplett bei den Fachbereichen und klassische Fachreferatsaufgaben seien kaum noch an der Tagesordnung (vgl. 689); stattdessen widme man sich nun primär dem „vielfältige[n] Tätigkeitsspektrum der Bibliotheksverwaltung“ – einem, wie eilig versichert wird, „äußerst spannende[n] und anregende[n] Aufgabenfeld“ (690).

Oehling und Jochum unterlägen mithin einem völlig „überholte[n] Verständnis“ (689) der Bibliothekswelt. Ihr „diffuses Unbehagen“ (692) gegenüber modernen Managementmethoden könne allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei Bibliotheken mittlerweile um „Betriebe“ handle, deren „klare[r] Serviceauftrag“ in der „nachfragegerechten, zeiteffizienten und kostenoptimalen Bereitstellung von Informationsressourcen“ bestehe (ebd.) und in denen für fachwissenschaftlich orientierte Spezialisten längst kein Platz mehr sei (vgl. 691). Den „sich abzeichnenden Rückzug des ‚Fachreferenten‘“ werde man selbstredend keineswegs „mit Tränen begleiten“ (692).

Ob die bei te Boekhorst et al. zu bestaunende bedingungslose terminologische Anbietung an mitunter ja recht windige betriebswirtschaftliche Konzepte jedoch eine attraktivere Alternative zu dem Jochum und Oehling unterstellten Konservatismus (vgl. 691) darzustellen vermag, muss bezweifelt werden – zudem ist die Unterstellung schlichtweg nicht zutreffend. Wenn die Münsteraner Autoren etwa bei Oehling das Eingeständnis der Notwendigkeit von „permanenter Neuorientierung, Flexibilität und kreativer Anpassung an sich stetig wandelnde Herausforderungen“ so schmerzlich vermissen (ebd.), scheinen sie den Gehalt der „12 Thesen“ nur mangelhaft erfasst zu haben. Genau darum, um eine „Anpassung an neue Herausforderungen“, geht es schließlich bei Oehlings Modell des „Fachreferenten 2000“. Auch die so vehement eingeklagten „Dienst- und Serviceleistungen für [im Gegensatz zu „in“] Forschung und Lehre“ (ebd.) werden in dessen Konzept sehr wohl abgedeckt, ja sie bilden geradezu den Kern dieses Konzeptes.⁷

„Die das falsche Steckenpferd reiten“

Erwartungsgemäß erteilten Jochum und Oehling in ihrer im Folgeheft veröffentlichten „Replik auf den Beitrag von te Boekhorst, Buch und Ceynowa“ der reduktiven „Bibliothek als Betrieb“-Position ihrer Opponenten eine klare Absage. In bisweilen etwas süffisanter Diktion werden die Münsteraner unter anderem belehrt, dass die Verwaltung der Bibliothek „nur eine abgeleitete Funktion ihrer wissenschaftlichen und Dienstleistungsaufgaben“ sei (Jochum/Oehling, 860) und dass eine „Fixierung auf verwaltungstechnische Binnenabläufe“ nur von den „eigent-

7 Zu den von te Boekhorst et al. beschworenen „tatsächlichen Leistungsanforderungen universitärer Entscheidungsträger“ (688), vgl. Stierstorfer, Klaus: Welche Kompetenzen benötigt ein Fachreferent? – Erwartungen der Wissenschaftler. Vortrag auf dem 94. Deutschen Bibliothekartag in Düsseldorf 2005 (<http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2005/142/pdf/stierstorfer.pdf>). Der Anglist Stierstorfer hält beispielsweise eine „stärkere Einbindung von Fachreferenten in wissenschaftliche Arbeit“ für „denkbar und wünschenswert“ (3) und gibt zu bedenken, dass eine Übernahme klassischer Fachreferatstätigkeiten (Anschaffungsentscheidungen, Sacherschließung) durch Dozenten weder sinnvoll noch „kapazitär zu leisten“ sei (ebd.).

lichen inhaltlichen Aufgaben, wie sie insbesondere in den Fachreferaten zutage treten“ ablenke (ebd.). Ferner bekennt man sich (erneut) zu einer „Restitution der Inhalte“ (ebd.) und beharrt auf dem „legitime[n] Recht der Bibliothekare auf wissenschaftliche Arbeit“ (861).

Anhand von Jochums und Oehlings „Replik“ lässt sich auch der zentrale Schwachpunkt der Argumentation von te Boekhorst et al. sehr schön demonstrieren: Still-schweigend hatten diese nämlich vorausgesetzt, dass der höhere Dienst zur Bewältigung von Leitungs- und Managementaufgaben per se besonders befähigt sei, was freilich in der Tat „weder argumentativ einzusehen noch empirisch zu halten“ (859) sein dürfte (Stichwort: Teamstrukturen).

Wollte man das behaupten, müsste man darlegen können, wieso beispielsweise ein Studium der Romanistik mit nachfolgender Promotion und bibliothekarischem Referendariat zu einer ganz besonderen Leitungskompetenz führt. Umgekehrt müsste man dann auch zeigen können, wieso ein Fachhochschulstudium zu ebendieser Leitungskompetenz *nicht* führen kann. (ebd.)

Oder noch einmal „umgekehrt“: Warum stellt man für den höheren Bibliotheksdienst eigentlich nicht nur noch gelernte Betriebswirte ein, die von den angeblich so allgegenwärtigen Management-Angelegenheiten schließlich mehr verstehen (sollten) als zum Beispiel die oben erwähnten Romanisten? So ließe sich überspitzt, aber durchaus in konsequenter Weiterführung der Argumente von te Boekhorst et al. fragen.

Zur Betreuung eines geisteswissenschaftlichen Fachreferats wäre unser exemplarischer Romanist durch sein Studium hingegen sehr wohl qualifiziert und völlig zu Recht wird eine solche Qualifikation von ihm ja auch nach wie vor gefordert. Der von Münsteraner Seite vorgebrachte Einwand, „dass Scharen wissenschaftlicher Bibliothekare alle möglichen Fächer betreuen, nur nicht das, was sie einmal studiert haben“ (te Boekhorst et al., 691) hat natürlich seine Berechtigung; entgegengehalten werden kann ihm aber die Tatsache, dass in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle eben nicht „alle möglichen Fächer“ betreut werden, sondern solche, die dem eigenen Studienfach zumindest nahe stehen, so dass die betroffenen Fachreferenten häufig etwa auf ihre im Studium erlernten Methodenkenntnisse zurückgreifen können (von inhaltlichen Schnittmengen zwischen den benachbarten Disziplinen ganz zu schweigen).⁸

8 Auf diesen Aspekt haben Generationen von bibliothekarischen Berufsbildtheoretikern verwiesen – zumeist in Anlehnung an Adolf von Harnack, der den (in seiner Universalität sicherlich übertriebenen) Aphorismus „Wer eine Wissenschaft besitzt, besitzt sie alle“ prägte.

„Auch die ‚Lean Library‘ braucht das Fachreferat!“

Die Debatte sollte erfreulicherweise nicht auf die bisher vorgestellten Teilnehmer beschränkt bleiben; im *Bibliotheksdienst* sowie auch in anderen Fachzeitschriften befassten sich im Laufe des Jahres 1998 diverse weitere Beiträge mit der Berufsbildthematik (vgl. hierzu die Literaturliste im Anhang) und nahmen dabei fast immer auch Bezug auf die Kontroverse um Oehlings „12 Thesen“. Dessen Hoffnung, mit seinem Vorstoß „eine umfassende Diskussion in Gang zu bringen“ (Oehling, 248), sollte sich somit voll und ganz bewahrheiten.

Im Rahmen des vorliegenden Textes kann auf die restlichen Beiträge jedoch nur sehr knapp (und in Auswahl) eingegangen werden; genügen muss eine kurze Präsentation der jeweiligen Hauptaussagen:

- *Sabine Wefers* prognostizierte, dass es in den angestammten Fachreferatsdomänen Erwerbung und Sacherschließung „zu einer Verlagerung des Schwerpunkts der Aufgaben weg vom Routine-Einzelfall hin zur Planung, zum Controlling und zu komplementären Dienstleistungen“ kommen werde (868). Der Fachreferent solle koordinierend in das „Dienstleistungsunternehmen Bibliothek“ (869) eingebunden sein und „zwischen den Ansprüchen der Wissenschaft und dem professionellen [bibliothekarischen] Know-how“ vermitteln (ebd.).
- *Wolfgang Schibel* konstatierte, dass aufgrund der finanziellen Misere im Bibliotheksbereich „die von Oehling u. a. geforderte Erweiterung und Vertiefung der Fachreferatsarbeit eine Illusion bleiben“ müsse (1042), bedauerte dies aber, weil eine wissenschaftliche Bibliothek für den höheren Dienst eben nicht „15 umtriebige[] ‚Generalisten‘“, sondern „Spezialist[en] mit klar definiertem Qualifikationsprofil“ benötige (1041). Einen Lösungsansatz vermöge das Modell des sog. „regionalen Fachreferenten“ darzustellen (vgl. 1043 ff.).⁹
- *Peter Didszun* kritisierte die „völlig falsche[] Gegenüberstellung“ von „Professorenbibliothekar“ auf der einen und „Bibliotheksbetriebswirt“ auf der anderen Seite (1353), die den bisherigen Diskussionsbeiträgen innewohne; beide Aufgabenbereiche – Fachreferats- und Managementtätigkeiten also – würden sich vielmehr „in vielfältiger Art durchdringen“ (1355). Hinsichtlich der Legitimationsfrage komme allerdings der Erwerbungscompetenz eine entscheidende Rolle zu: Diese dürfe keinesfalls „an Dritte“ (1356) delegiert wer-

9 Von Schibel stammt auch der wertvolle und in der Debatte längst fällige Hinweis auf die Pluralität bibliothekarischer Berufsschicksale: „Der sogenannte wissenschaftliche Bibliotheksdienst lässt sich nicht als *ein* Beruf begreifen. Was verbindet den Stellvertretenden EDV-Leiter der Württembergischen Landesbibliothek, einen Informatiker ohne bibliothekarische Ausbildung, [...] mit dem Leiter des Instituts für Buchrestaurierung an der Bayerischen Staatsbibliothek [?]“ (Schibel, 1040).

den – oder aber der Fachreferent könne von der Wissenschaft kaum noch als „kompetenter Partner“ (1357) wahrgenommen werden.¹⁰

- *Thomas Hapke* schließlich brachte, Oehling wohlwollend rezipierend (und wie zuvor bereits Schibel), in einem Aufsatz in *Auskunft* das anglo-amerikanische Modell des „Subject Specialist“ ins Spiel: Der Fachreferent solle „[a]ls Fachinformationsbeauftragter [...] für die Koordinierung und Integration aller heterogen verteilten Informationsangebote in den betreuten Wissenschaftsfächern“ zuständig sein (265) und seine „wissenschaftlichen Kenntnisse, Erfahrungen und Fähigkeiten als Dienstleistungen [...] anbieten“ (257). Gedacht ist hier vor allem an eine „aktive ‚Bestands‘- und Informationsvermittlung“ (262) im Sinne der „Teaching Library“ (vgl. 267).

Fazit

Was bleibt von der Debatte des Jahres 1998? In jedem Fall der Eindruck, dass die wissenschaftlichen Bibliothekare zu einer Reflexion ihres beruflichen Selbstverständnisses bereit sind, anstatt von außen (aus der Politik, aus der Hochschule, aus der Wirtschaft, aus dem Mediensektor) einwirkende Entwicklungen lediglich fatalistisch hinzunehmen. Selbst wenn diese Entwicklungen unumkehrbar scheinen, muss gelten, dass die „Darstellung einer Praxis [...], die wie weit auch immer verbreitet sein mag [...] noch lange nichts über deren Richtigkeit aussag[t]“ (Jochum/Oehling, 858): „Was viele tun oder zu tun meinen, muss noch lange nicht das sein, was man tun sollte“ (ebd.).

Und dennoch: Eine „richtige Verteilung“ und ein „harmonischer Ausgleich“ beider „Accente“ des Berufsbildes, wie Leyh es 1952 gefordert hatte (op. cit.), ist in der Praxis wahrscheinlich häufiger realisiert, als es die mitunter hitzigen (gleichwohl notwendigen) Grundsatzdebatten vermuten lassen. „Weder Wissenschaftler noch Verwaltungsbeamter“ hatte Peter Didszun seinen Beitrag im Augustheft des *Bibliotheksdienst* von 1998 überschrieben. Gemeint war sicherlich der Bedarf, das überspitzte „Entweder-oder“, das die Debatte bis dato geprägt hatte, durch ein versöhnlicheres „Sowohl-als-auch“ zu ersetzen, das dem Berufsalltag des wissenschaftlichen Bibliothekars zudem eher gerecht wird.

Wahr ist nämlich zweifellos, dass der Anteil „reiner“ Fachreferatstätigkeiten an der Arbeitszeit der Angehörigen des höheren Bibliotheksdienstes vielerorts rückläufig ist und im Gegenzug die Projektarbeit und Funktionen im Bibliotheksmanagement stark an Bedeutung gewonnen haben.¹¹ Wahr ist aber auch, dass das Fach-

¹⁰ Auch sei es „abwegig, die Sorge um einen planvollen Bestandsaufbau als präventiv zu bezeichnen, wie te Boekhorst und seine Mitautoren es tun“ (Didszun, 1356).

¹¹ Vgl. z.B. die ersten, auf dem Bibliothekartag in Mannheim präsentierten, Ergebnisse der im Frühjahr 2008 von der VDB-Kommission für Fachreferatsarbeit durchgeführten

referat inmitten der heutigen Aufgabenvielfalt nach wie vor als „gemeinsamer Nenner“ angesehen werden kann – als Bereich, in dem, von wenigen Ausnahmen (allen voran in herausgehobenen Leitungspositionen) abgesehen, *alle* Mitglieder des Berufsstands tätig sind. Insofern ist es auch durchaus *nicht* abwegig, auf dieses „Segment“ „die berufliche Identität des höheren Dienstes zu gründen“, wie es te Boekhorst et al. anno 1998 behauptet hatten (689).

Die „Identität des höheren Dienstes“ liegt in der Tat nirgendwo anders als im Fachreferat, seine Kernaufgabe wird auch in Zukunft die Bereitstellung wissenschaftlich basierter Dienstleistungen sein. Nur durch eine unvermindert hohe Qualität dieser Dienstleistungen werden sich auch die wissenschaftlichen Bibliotheken – hochschulintern sowie als „Player“ auf dem Informationsmarkt – profilieren können. Dem höheren Dienst kommt hierbei eine wichtige Rolle zu: sei es bei der professionellen Vermittlung von „Schlüsselqualifikationen“, sei es in der Öffentlichkeitsarbeit, sei es im fachkundigen Bestandsmanagement oder bei der Entwicklung neuer Verfahren für die Sacherschließung.

„Akzeptanz durch Kompetenz“ – zu der Devise Helmut Oehlings kann es keine Alternative geben.

Kleine „Berufsbild 1998“-Bibliographie

Aufsätze im *Bibliotheksdienst* (Reihenfolge der Veröffentlichung)¹² :

- Jochum, Uwe: Die Situation des höheren Dienstes. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 2, S. 241–247.
- Oehling, Helmut: Wissenschaftlicher Bibliothekar 2000 – quo vadis? 12 Thesen zur Zukunft des Fachreferenten. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 2, S. 247–254.
- Te Boekhorst, Peter / Buch, Harald / Ceynowa, Klaus: „Wissenschaftlicher“ Bibliothekar 2000 – Hic Rhodus, hic salta! Bemerkungen zu Helmut Oehlings Thesen zur Zukunft des Fachreferenten. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 4, S. 686–693.
- Jochum, Uwe / Oehling, Helmut: Die das falsche Steckenpferd reiten. Eine Replik auf den Beitrag von te Boekhorst, Buch und Ceynowa in *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 4. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 5, S. 857–865.
- Wefers, Sabine: Thesen zur Zukunft des Fachreferenten. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 5, S. 865–870.

Umfrage zur Projektarbeit (<http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2008/543/pdf/Schroeter-BS4.pdf>). Vgl. auch Zarnitz, Monika: Das Fachreferat Wirtschaftswissenschaften heute – Ergebnisse einer Umfrage. In: VDB-Mitteilungen (2003) 1, S. 18–19.

12 Online abrufbar über: http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_all.htm.

- Schibel, Wolfgang: „Fachreferat 2000“. 13 Thesen zur Differenzierung des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 6, S. 1040–1047.
- Brugbauer, Ralf / Barth, Dirk: Abgrenzung oder Partnerschaft? Anmerkungen aus der Praxis zur Erwerbungs Kooperation in universitären Bibliothekssystemen. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 8, S. 1348–1352.
- Didszun, Peter: Weder Wissenschaftler noch Verwaltungsbeamter: der wissenschaftliche Bibliothekar im Berufsfeld Bibliothek. Anmerkungen zur jüngsten Debatte um das Berufsbild. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 8, S. 1352–1361.
- Oehling, Helmut: Die aktive Fachinformation als Herausforderung und Chance für den Wissenschaftlichen Bibliothekar. Modell einer Benutzerschulung an der Fakultät Chemie der Universität Stuttgart. In: *Bibliotheksdienst* 32 (1998), H. 10, S. 1728–1733.

Thematisch einschlägige Aufsätze in anderen Zeitschriften :

- Barth, Dirk / Brugbauer, Ralf: Zwischen Fachreferat, Management und Informationstechnologie. Zur Berufswirklichkeit des wissenschaftlichen Dienstes in universitären Bibliothekssystemen. In: *ABI-Technik* 18 (1998) 2, S. 122–130.
- Graf, Angela: Verzweifelte Verteidigung der Laufbahnprüfende. Heinz Oehling und die Zukunft des wissenschaftlichen Bibliothekars – eine Polemik. In: *BuB* 50 (1998) 5, S. 316–317.
- Hapke, Thomas: Auch die „Lean Library“ braucht das Fachreferat! Gedanken zur Zukunft des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes im Zeitalter digitaler Medien und modernen Managements. In: *Auskunft* 18 (1998) 3, S. 253–268.
- Weber, Jürgen: Forschungsbibliothekar/in. Thesen zu einem neuen Berufsbild. In: *Bibliothek* 22 (1998) 3, S. 309–313.